



Gerhardsbote

Mitteilungen des St. Gerhards-Werks e. V. und des Südostdeutschen Priesterwerks e. V.

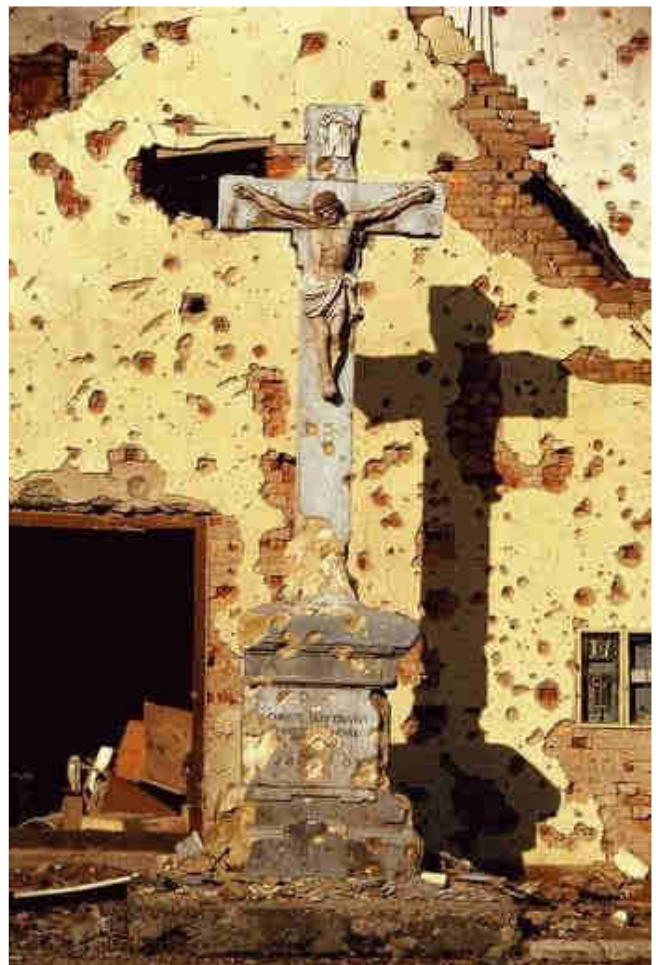
Ausgabe 1

67. Jahrgang

April 2022

Osterbrief

Zukunft: mit Hoffnung?



In diesem Heft finden Sie:

Ostern – Nach vorne schauen	3
„Aus der Erde auferstanden“	4
TERMINE	4
SCHWERPUNKT	
Einfluss der traumatischen Kriegereignisse auf die Gesundheit der Menschen in Kroatien.....	5
BERICHTE	
Religion stiftete Gemeinschaft und Kontinuität	8
RÜCKBLICKE	
Jakob Geiger (Jaki bácsi), Pfarrer der Ungarndeutschen	10
JUGEND	
Was mir wichtig ist	12
PERSONALIEN	
Johannes Weißbarth †	15
Diamantenes Priesterjubiläum von Msgr. EGR Andreas Straub	17
WAS SICH ZU LESEN LOHNT	18

Liebe Leserinnen, liebe Leser,

als wir uns in der Redaktion Gedanken machten über den thematischen Schwerpunkt dieses Heftes, war der aktuelle Krieg in der Ukraine mit den Hunderttausenden von Flüchtlingen noch nicht abzusehen. Das Thema der Traumatisierten in Kroatien sollte einmal mehr die Bedeutung von Erinnerung und Erinnerungsorten unterstreichen und uns erneut vor Augen führen, dass auch in jüngerer Vergangenheit hier in Europa, Menschen in den Gebieten, aus denen viele unserer Donauschwaben kommen, Schrecken und Gewalt erfahren haben. Nun haben wir das Grauen, den Schrecken, das Morden in der Gegenwart, und der Artikel von Dr.in Adrijana Glavas bekommt trotz seiner grundsätzlichen Überlegungen eine sehr aktuelle Wucht. Frau Glavas ist Medizinerin und hat zudem im Themenfeld, das sie im vorliegenden Artikel vorstellt, an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Freiburg am Lehrstuhl für Caritaswissenschaft zur Dr.in der Theologie promoviert. Das Zusammenwirken von Medizin und Spiritualität und Seelsorge hat sie über Jahre hinweg erlebt und praktiziert.

Neben dem Zerschlagenen und Gekreuzigten steht die Perspektive der Vollendung. Otto Herbert Hajek, der 1927 in Kaltenbach im Böhmerwald geborene und 2005 in Stuttgart verstorbene Künstler – er war von 1972 bis 1979 Vorsitzender des Deutschen Künstlerbundes –, wollte das Aufbrechen, das Wandern und die Wandlung im Menschen anstoßen, ihn dazu befähigen, sich nicht bevormunden zu lassen in seiner Suche nach sich selbst und nach Gott. Für diese Wandlung braucht der Mensch Visionen. Dazu gehört als eine zentrale das himmlische Jerusalem – eine Darstellung in der Kirchengemeinde St.

Johannes in Nürtingen. Hajek hat als religiös motivierter Künstler – als den er sich immer bezeichnet hat, weil jeder Künstler, der aus seinem Ich heraus arbeite, religiös sei – neben das Gemeinschaftsstiftende und Wegweisende seiner Kunst das Visionäre gestellt, das sehr intensiv mit Symbolik arbeitet. Ein Beispiel ist das Motiv des himmlischen Jerusalems, an dem sich, wie am Altarbild in Nürtingen, die Bedeutung der Farben blau, gold und rot zeigt, die wirkmächtige Farbtrias, die sich bereits in mittelalterlichen Bildern in ihrer tiefen Aussagekraft findet und deren religiöse Festlegung bis in die Gegenwart hinein ausstrahlt, auch wenn man zu Beginn des 20. Jahrhunderts, man denke etwa an Kandinsky, diese grundlegende Farbtrias dann psychologisierte. Blau ist die Farbe des Mantels der Gottesmutter, die Farbe der Engel. Gelb das Licht, Geist und Wahrheit. Oder gar der Goldgrund, mit dem Ewigkeit in die Zeit hereinscheint. Und Rot das Zeichen des Göttlichen, des Blutes, des Feuers, der Macht, der Liebe.

Ein zweiter Akzent des vorliegenden Heftes erwächst aus den vier ersten Beiträgen für das in Heft Nr. 1/2021, S. 12f. vorgestellte Internationale Schülerprojekt „Meine Heimat – Deine Heimat – Unser Europa“. Im ersten Schritt ihrer Mitarbeit in diesem Projekt stellen sich die Schülerinnen aus Budaörs vor, indem sie schildern, was ihnen in ihrer Umgebung, in ihrem Alltag in der Minderheitensituation wichtig ist, was sie zu dem macht, wie sie erleben, wie sie sich mit anderen treffen und austauschen... Viele Themen werden darin aufgegriffen, die auch Ihnen, liebe Leserinnen und Leser wichtig sein dürften. Darum stellen wir die Beiträge in einer neuen Rubrik *Jugend* vor. Vielleicht können sie ja auch Impulse geben für den einen oder anderen Gesprächsfaden zwischen den Generationen.

Die Homepage beinhaltet inzwischen einen Link, der einen direkten Zugriff auf den Gerhardsboten und Downloads ermöglicht. Die bisherigen Nummern des Gerhardsboten wurden in Kooperation mit der Bibliothek des Ostens in Herne eingescannt und stehen über die Bibliothek auch digital zur Verfügung:

<https://martin-opitz-bibliothek.de/de/elektronischer-lesesaal?keyword=0468520>

Rainer Bendel

Bildnachweise:

- S. 1 links und 3: Rainer Bendel
- S. 1 rechts und 6: Ron Haviv
- S. 4: Dr. Reinhard Hauke:
- S. 7: Ron Haviv
- S. 9-10: Stefan P. Teppert
- S. 12: Maria Herein Kőrös
- S. 13-15: bei den Autorinnen
- S. 16: Stefan P. Teppert
- S. 18: Katharina Schmidt

Ostern – Nach vorne schauen

„Only bad news are good news“ – „Nur schlechte Nachrichten sind gute Nachrichten“ lautet eines der verbreiteten Dogmen unter Journalisten und Pressemanagern. Das Böse und Erschreckende, Unglück und Katastrophen wecken unser Interesse, ja scheinen uns zuweilen gar zu faszinieren. Selbst wenn sie unser Interesse nicht übermäßig in Beschlag nehmen, sind wir fast alle in Gefahr, uns doch allzu lange bei der Betrachtung der Übel in der Welt aufzuhalten. Doch kann man davon leben? Ist dies wirklich das, was unser Leben tragen und ihm Sinn geben kann?

In Wirklichkeit ist es etwas ganz Anderes und weit Tieferes, das unser Leben trägt und innerlich antreibt. Ostern, auf das wir in diesen Wochen zugehen, zeigt uns die Perspektive zum Leben und gibt uns die Antwort auf die Ursehnsucht, die in einem jeden von uns steckt und uns im tiefsten bewegt. Es ist nicht das Böse und die Fixierung auf Unglück und Untergang, die unser Leben bewegen und lebenswert machen. Was uns leben lässt und unserem Leben Sinn und ein Ziel gibt, ist die Hoffnung, ist die Zuversicht, dass unser Leben gut ausgeht und nicht im Nichts und nicht im Chaos endet.

Die erwachende Natur, die wir im Frühling erleben dürfen, das frische Grün des Grases, der Bäume und Sträucher nach einem langen Winter, das leuchtende Gelb der Osterglocken, das herrliche Rot der Tulpen, erinnern uns daran, dass das Neuaufbrechen und Werden stärker als das Sterben ist. Dies lebt auch in uns. Wir lassen uns in der gegenwärtigen Coronapandemie impfen, tragen Masken und halten Abstand voneinander, weil wir hoffen, so gesund zu bleiben und nicht angesteckt zu werden. Wir haben Angst vor Krieg. Denn wir sehnen uns nach Frieden und schauen aus nach ihm. Wir möchten geborgen und angenommen sein und voller Zukunft nach vorne schauen dürfen. Ostern schenkt uns diesen Blick und die daraus erwachende Hoffnung.

Ostern ist die große Innovationsoffensive Gottes für uns Menschen. In seiner Auferstehung hat Jesus den Tod besiegt. Seine Auferstehung ist der Sieg des Lebens über den Tod. Der Auferstandene taucht unser Leben in neues Licht und verändert es, verändert es zum Guten und gibt uns die Kraft, daraus und daraufhin zu leben. Für den, der glaubt, gibt es keine ausweglose Nacht mehr. In aller Verlassenheit und Einsamkeit, in allen Nöten und Zweifeln unseres Lebens ist er immer schon da: Jesus Christus, das Licht der Welt. Die Begegnung mit ihm verändert, sein Licht, sein Wort öffnen uns Augen und Herz.

Ostern verändert unser Leben, ein Leben, das aus der Kraft Gottes erwächst und uns eine Perspektive über Angst, Scheitern und Sterben aufreißt. Das Gesetz des



*Das Himmlische Jerusalem
Hochaltar in St. Johannes, Nürtingen, von Otto Herbert Hajek*

Todes ist nicht die letzte Macht der Welt. Der Letzte ist Er, der Auferstandene, der auch der Erste ist. Jesus ist dem Tod nicht ausgewichen, sondern ihm auf den Grund gegangen. In der Überwindung des Todes hat er das Tor zum neuen Leben aufgestoßen. Damit ändert er auch unseren Blickwinkel. Entscheidend ist, dass wir den österlichen Durchblick gewinnen und darangehen, unser Leben und die Welt mit österlichen Augen und im österlichen Licht zu sehen. Hinter und über allem Vordergründigen unseres Lebens gibt es eine tragende und befreiende Wahrheit, tut sich eine neue, größere Wirklichkeit auf. Ostern ist das unverwechselbare Gütesiegel, dass Gottes Liebe auch im Dunkel des Todes standhält, dass das tragende Netz der Nähe und Zuwendung Gottes auch durch Hass, Gewalt und Egoismus nicht zerrissen werden kann.

Ostern ist die Antwort Gottes auf unsere Sehnsucht. Es eröffnet uns eine Zukunft in Gott, eine Zukunft, der weit über unsere menschlichen Perspektiven hinausreicht. Unser Leben erhält ein entschieden hoffnungsvolles Vorzeichen. Wir dürfen nicht nur leben; wir werden in neuer Weise leben. Denn Ostern eröffnet das Tor zum Leben, das stärker ist als Katastrophen, Krankheit und Tod. Unsere Zukunft hat einen Namen und ein Gesicht: Jesus Christus. Gott, der uns die Sehnsucht ins Herz gelegt hat, will sie auch erfüllen. Ohne Ziel wäre unsere Sehnsucht krank und würde uns krank machen. Ostern lässt uns voller Hoffnung nach vorne schauen, denn Gott hat die Macht und erweckt zum Leben.

Im Vertrauen auf die Macht und Zusage unseres auferstandenen Herrn wünsche ich Ihnen, werte Landsleute, und allen Leserinnen und Lesern unseres Gerhardsboten ein gesegnetes, von Hoffnung getragenes Osterfest.

** Robert Zollitsch*

Erzbischof em.

„Aus der Erde auferstanden“

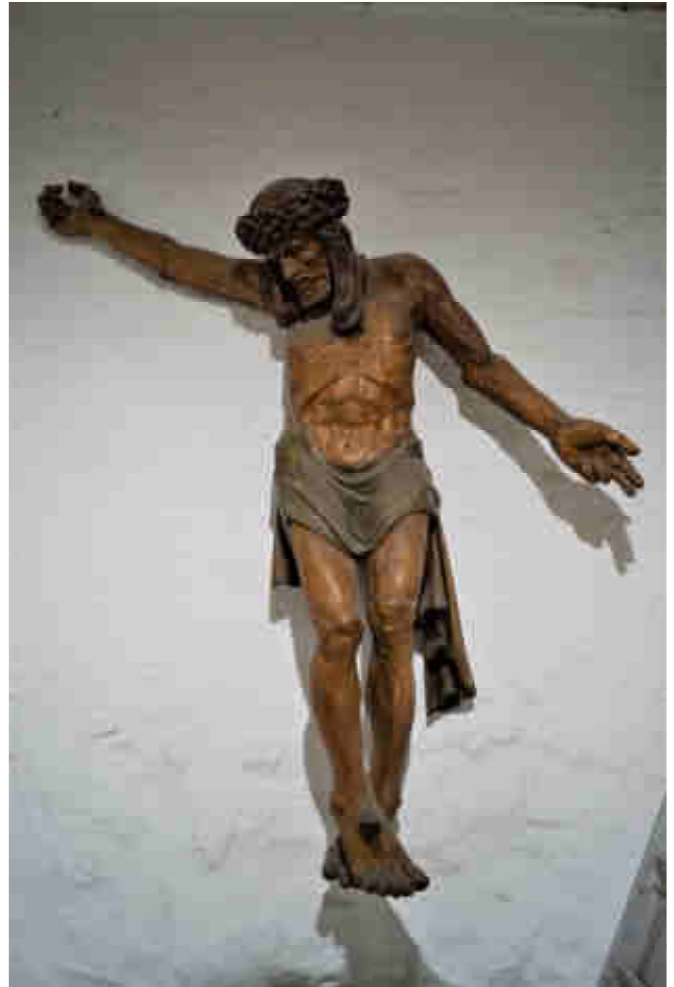
Bei einer monumentalen Kreuzigungsgruppe des Erfurter Domes fehlte die Darstellung des Cruzifixus. Johannes und Maria, zwei gotische Skulpturen von jeweils über zwei Meter Größe, sollten im Jahr 1939 durch eine neue Darstellung des Gekreuzigten ergänzt werden. Der Gothaer Bildhauer Victor Embser wurde dazu beauftragt. Im Sommer 1939 stand jedoch der 2. Weltkrieg bevor. Im Protokoll des Dompropstes ist zu lesen: „Man merkte schon, dass etwas in der Luft liege.“ Es fehlte sogar an Holz, das dann doch noch für das monumentale Schnitzwerk beschafft werden konnte. Der Bildhauer wurde jedoch während seiner Arbeit am Christuskorpus durch die Regierung für andere Arbeiten dienstverpflichtet und Bombenangriffe machten die weitere Arbeit unmöglich. „Der halbfertige Christus musste vergraben werden, um ihn zu schützen“ – so lesen wir in den Aufzeichnungen des Dompropstes. Victor Embser kehrte unversehrt aus dem Krieg zurück. Die halbfertige Skulptur wurde ausgegraben und fertig geschnitzt. 1951 wurde sie im Dom angebracht und gesegnet.

Sie ist damit ein echtes Auferstehungsbild: Aus der Erde auferstanden zu neuem Leben.

„Auferstanden“ – das war der erste Gedanke, als ich den Bericht über das Kunstwerk gelesen hatte. Es handelt sich zwar um ein Kunstwerk der Passion, aber der Gestus des Gekreuzigten, wie wir ihn hier sehen, ist bei Kreuzigungsdarstellungen nicht üblich. Christus scheint zu Maria im Verweis auf Johannes zu sagen: „Frau, siehe da deinen Sohn“. Dieses Wort Jesu am Kreuz deuten wir heute als einen Hinweis darauf, wie die Mutter Jesu zu uns, seiner Kirche, in Beziehung steht. Wir sind der Fürsorge Mariens durch Christus anvertraut.

Das Bild des Gekreuzigten lädt zum Vertrauen in die Sorge Christi um seine Kirche ein.

Wir werden in unserem Glauben durch Bilder geprägt. Wer an Ostern denkt, hat meistens auch ein konkretes Auferstehungsbild vor Augen. Es kann eine Ikone sein oder eine Skulptur als 15. Station des Kreuzweges. In einer Kirche in Erfurt ist es das Bild der 15. Station, auf



dem die heilige Kaiserin Helena das durch sie aufgefundene Kreuz Christi zeigt. Die Kreuzauffindung und das damit verbundene Fest Kreuzerhöhung wird durch das Kunstwerk des Bildhauers Victor Embser im Erfurter Dom aktualisiert. Das Kreuz ist und war nicht das Ende eines hoffnungsvollen Weges des Messias. Das Weizenkorn, das in die Erde gefallen ist, hat neues Leben gebracht. Mit Recht dürfen wir deshalb trotz aller Bedrängnis durch Schuld und Tod das Halleluja singen.

Von Herzen wünsche ich gesegnete Ostertage!

Weihbischof Dr. Reinhard Hauke

Termine

- | | | |
|-------|--|---|
| 26.5. | Gelöbniswallfahrt nach Bad Niedernau | in diesem Jahr auf einen Tag, auf den Sonntag konzentriert. |
| 19.6. | Wallfahrt zum Dreifaltigkeitsberg in Spaichingen | |
| 10.7. | Wallfahrt nach Altötting unter dem Motto „Maria – Vorbild der Kirche“. Wegen der Folgen der Corona-Pandemie und den immer noch nötigen Vorsichtsmaßnahmen wird die Wallfahrt | 24.9. Kulturtagung
Feier 70 Jahre St. Gerhards-Werk e.V.
Mitgliederversammlung im Donaueschwäbischen Zentralmuseum in Ulm |

Einfluss der traumatischen Kriegsereignisse auf die Gesundheit der Menschen in Kroatien

Nur 27 Jahre nach dem letzten Krieg in Europa schaut die Welt gebannt auf das Geschehen in der Ukraine. Der Einmarsch russischer Truppen passierte kurz nach der Münchner Sicherheitskonferenz in der Bundeskanzler Olaf Scholz vor einigen Tagen sagte: „In Europa droht wieder ein Krieg. Und das Risiko ist alles andere als gebannt“.

Schon das Wort „Krieg“ weckt bei den Meisten die Gefühle von Angst und Unsicherheit. Traumatische Erlebnisse, wie Kriege, Flucht, Folter oder terroristische Anschläge vermitteln für die große Mehrheit der Bevölkerung das Gefühl einer überwältigenden Bedrohung und erhöhen das Risiko, psychische Traumafolgestörungen zu entwickeln. Besonders das Erleben schwerer und früher Traumatisierungen kann bei Betroffenen tiefgreifende Folgen für ihre psychische Gesundheit haben und für ihre weitere Persönlichkeitsentwicklung ausschlaggebend sein. Bei Menschen in Kroatien, sind die Erinnerungen an unermessliches Leid, Zerstörung und Tod während des Krieges in den neunziger Jahren, immer noch präsent.

Während einer Tagung an der Klinik für Psychiatrie in Zadar, wo ich einen Vortrag über die Rolle der Religiosität und Spiritualität in der Traumabewältigung der Soldaten nach dem Krieg in Kroatien hatte, wurde ich in der Pause von einem Mann aus dem Publikum angesprochen. Es stellte sich als ehemaliger Soldat vor, bedankte sich für das Thema des Vortrags und erzählte mir seine Geschichte.

„Vor dem Krieg lebte ich in der Nähe von Vukovar, wo ich eine kleine Autowerkstatt hatte, und dort zusammen mit meinem Bruder arbeitete. In dieser Zeit hat noch niemand gedacht, dass ein Krieg ausbricht, aber schnell wurden aus den nächsten Nachbarn Feinde, die sich den ankommenden Soldaten aus Serbien angeschlossen haben. Man konnte niemandem mehr trauen. Die Belagerung der Stadt dauerte, Häuser wurden zerstört, es gab nicht genug Wasser und Essen. Die Panzer rollten durch die Stadt und über Megaphone wurden die Leute aufgefordert sich zu ergeben. Die Menschen, größtenteils Zivile kamen aus ihren Schutzkeller und wurden in Gruppen aufgeteilt. Ich wurde mit noch einigen in Bus verschleppt und ins Lager nach Serbien gebracht. Dann begann die schlimmste Zeit meines Lebens. Es verging kein Tag, dass ich nicht geschlagen, gefoltert und gedemütigt wurde. Im Lager habe ich solche Tortur und Erniedrigungen erlebt, die sich ein normaler Mensch nicht

vorstellen kann. Jemanden so psychisch und physisch zu quälen und dabei ein Vergnügen zu empfinden! Unvorstellbar! Ich kann das bis heute nicht vergessen. Das schlimmste waren die Schreie der Menschen. Heute noch höre ich sie in der Nacht.

Der Gott! Jeden Tag habe ich gebetet. Ich suchte einfach nach einem Halt, nach einer Kraft, die mir hilft auszuhalten, mir meine Angst nimmt. Die Angst war immer da, tagsüber, nachts.

Nach zwei Monate wurde ich dank Internationalen Roten Kreuzes befreit. Später war ich in vielen lebensbedrohlichen Situationen, habe viel Schlimmes erlebt, aber für mich sind die Bilder aus dem Lager mit Menschen, die sich nicht wehren konnten, als die schlimmste in Erinnerung geblieben.

Ich leide unter PTBS und werde behandelt. Es ist besser geworden. Ich bin froh, dass ich lebe, aber fühle mich irgendwie leer. In meinen Träumen kommen noch immer meine Freunde aus meiner Jugend vor, die nicht mehr unter uns sind. Ich weiß, ich muss glücklich sein, dass ich noch lebe, aber...

Meinen Rosenkranz trage ich immer und ich glaube ER war und ist immer mit mir“.

Der Krieg hinterließ viele Spuren. Traumatische Erfahrungen, die in ihrer Intensität und Dauer die Widerstandskraft und Bewältigungsfähigkeit der Betroffenen übersteigen, führten zur Entwicklung verschiedener psychischer und körperlicher Erkrankungen und einem erhöhten Mortalitätsrisiko.¹ Kriegsveteranen und ihre Familien zählen zur am stärksten gefährdeten sozialen Gruppe in Kroatien. Nach den Angaben des Ministeriums für Kriegsveteranen² starben von 1998 bis einschließlich 2010 24.249 kroatische Verteidiger (4,84%). Als Todesursache Nummer eins stehen die Folgen einer Krebserkrankung mit einem Anteil von immerhin 40,3 % an erster Stelle und nehmen seit Jahren nicht ab, während an zweiter Stelle als Mortalitätsursache die kardiovaskulären Erkrankungen mit einem Anteil von 31,6 % stehen. Diese Befunde stehen in umgekehrtem Gegensatz zu Todesursachen der Allgemeinpopulation, wo an erster Stelle Erkrankungen des kardiovaskulären Systems und an zweiter Stelle die Folgen von Krebserkrankungen stehen. Das Durchschnittsalter der verstorbenen Veteranen im Jahr 2019 betrug 63,2 Jahre. Es soll beachtet werden, dass die Bevölkerung der kroatischen Veteranen relativ jung ist und im Jahr 2018 die größte Zahl der noch lebenden kroatischen Veteranen in der Altersgruppe 45-49 Jahre (91.224) betrug, während die durchschnittliche Lebenserwartung der noch lebenden kroatischen Veteranen 54 Jahre war.³ Ein großer Anteil der Menschen die den fünfjährigen Krieg entweder als direkt im Krieg Beteiligte oder als zivile Personen erlebt haben, leiden heute noch an psychischen Folgen des Krieges.

Das betrifft vor allem die Traumafogestörungen, aber auch andere psychische Erkrankungen wie Depressionen⁴, Angststörungen, Suizid⁵ oder Suchterkrankungen.



Ein zerstörtes Kreuz in Vukovar, Kroatien.

Nach den Angaben der Kroatischen Instituts für öffentliche Gesundheit (HZJZ)⁶ wurden im Jahr 2019 36.655 Personen registriert, die wegen einer posttraumatischer Belastungsstörung und einer dauerhafter Persönlichkeitsveränderungen nach Extrembelastung eine medizinische oder psychologischer Behandlung in Anspruch genommen haben. Nach dem Ende des Krieges wurde die Prävalenzrate von PTBS besonders hoch unter ehemaligen Häftlingen, Vertriebenen und Flüchtlingen sowie in den Familien von Vermissten registriert. Es wird geschätzt, dass 25-30 % der Veteranen an PTBS litten, und unter Vertriebenen und Flüchtlingen zwischen 25 und 50 %. Das Leid der Betroffenen belastet die ganze Familie, vor allem Ehefrauen und Kinder, die mit der Zeit oft ähnliche psychopathologische Symptome der Erkrankung entwickeln.

Viele Menschen die schweren traumatischen Ereignisse im Krieg ausgesetzt waren, leiden heute nicht nur unter materiellen oder psychischen Folgen, sondern auch an tiefen seelischen Verletzungen. 27 Jahre nach dem Krieg

werden in Kroatien noch 1.852⁷ Menschen vermisst. Alle diese Jahre leben ihre Familien in Qualen und versuchen einen Weg zu finden, mit diesem überwältigenden Schmerz fertig zu werden. In Kroatien, überwiegend katholischen Bevölkerung, zerstörte der Krieg nicht nur das Vertrauen in das Gute in Menschen, sondern auch das Vertrauen an Gott.⁸ Schwere multiple Traumatisierungen während des Krieges erzeugten bei den Betroffenen auch Gefühle der Ohnmacht und Verrats.

Viele fragten sich: „Wie konnte es passieren, dass mein nächster Nachbar oder mein bisher bester Freund mich angreifen konnte und meine Familie töten wollte?“ Zweifel an Gott und seine Hilfe mischten sich mit den Gedanken, wie der Gott das zulassen konnte und dem Glauben und Hoffnung an Ihn. Durch die Erfahrung des Traumas werden die religiöse Glaubensrichtungen und spirituelle Orientierungen als Teil der Lebenswurzeln in den meisten Fällen erschüttert und beeinträchtigt.⁹

Solche spirituellen und religiösen Herausforderungen wurden oft mit den Fragen nach dem Sinn des Lebens, des Krieges und nach dem der Frage der Erkrankung begleitet.

Mit der Frage, ob und welche Rolle Religiosität und Spiritualität bei traumatisierten Patienten und Patienten mit anderen psychischen Erkrankungen, in Kroatien spielt, untersuchte eine Studie¹⁰ am Lehrstuhl für Caritaswissenschaft, an der Theologischer Fakultät in Freiburg. An der Studie nahmen 343 Patient*innen die entweder an einer Traumafolgeerkrankung oder einer anderen psychischen Erkrankung litten, teil. Die Ergebnisse der Studie mit besonderem Blick auf die Traumafolgepatienten, vor allem die mit einer ausgeprägten PTBS Symptomatik, ermöglichten erstmals einen umfassenden, strukturierten und repräsentativen Überblick über die religiös/spirituellen Bedürfnissen und verschiedene Lebenseinstellungen und Einflüsse des christlichen Kulturkreises in Kroatien. Die Ergebnisse der Studie zeigten, dass Patienten mit Traumafolgeerkrankungen weniger Sinn in ihrem Leben empfanden und mehr an der Sinnsuche, wie im Leben so auch nach dem Sinn ihrer Erkrankung waren. Besonders stark war die Sinnsuche bei Patienten, vor allem Veteranen, die stark unter den Auswirkungen ihrer Erkrankung gelitten haben und bedeutend weniger zufrieden mit ihrem Leben waren.

Einige wichtige Erkenntnisse aus der Studie waren, dass Patient*innen bei denen Religiosität und Spiritualität eine wichtige Rolle im Leben spielte, dadurch mehr Benefit im Umgang mit der Erkrankung hatten. Eine Suche nach Sinn im Leben und in der Krankheit, die mit Vertrauen in eine höhere Führung verbunden war, war besonders für Veteranen bedeutend. Diese Studie belegte beachtliche Rolle von Religiosität und Spiritualität bei kriegstraumatisierter Patient*innen in Kroatien. Viele Patient*innen äußerten den Wunsch und Bedarf religiöse und spirituelle Impulse in ihre medizinische und

psychologische Unterstützung einzubeziehen. Katholische Kirche in Kroatien die bisher die Bedeutung der stets persönlich, geprägten spirituellen Dimension in der Seelsorge nicht genügend erkannt hat¹¹ sollte auch Initiativen ergreifen und sich mehr mit entsprechenden Angeboten für traumatisch erkrankte Menschen einsetzen.

Im Blick auf die neuesten kriegerischen Entwicklungen in Europa kann leider mit steigender Anzahl kriegstraumatisierter und retraumatisierter Menschen gerechnet werden. Viele dieser Menschen finden Trost, Hoffnung und Kraft in ihrem Glauben, als eine wichtige Ressource in der Begleitung und Verarbeitung erlebter schrecklicher Ereignisse und Erkrankungen, die sich daraus entwickeln können.

Anmerkungen

¹ Fillipp S.-H., Aymanns P. (2010) Kritische Lebensereignisse – eine erste Annäherung. In: Kritische Lebensereignisse und Lebenskrisen. Von Umgang mit den Schattenseiten des Lebens. Kohlhammer, Stuttgart. 17.

² Republika Hrvatska. Ministarstvo hrvatskih branitelja. Istraživanje pobola i smrtnosti hrvatskih branitelja. (2012). (Online), abrufbar unter: <https://branitelji.gov.hr/istrazivanje-pobola-i-smrtnosti-hrvatskih-branitelja/805>.

³ Dnevno. hr. Trećina branitelja odbija pokop uz vojne počasti, njihova pobol i smrtnost veća nego ikada. 2018, (online) abrufbar unter: <https://www.dnevno.hr/domovina/izasli-sokantni-podatci-trecina-branitelja-odbija-pokop-uz-vojne-pocasti-njihova-pobol-i-smrtnost-veca-nego-ikada-1248003/>

⁴ Maric I., Tulicic Z. (2018) Veteranski centri kao primjer sveobuhvatne skrbi za hrvatske branitelje. Poslovna izvrsnost. Zagreb God. XII, br.2.

⁵ Komar Z., Koic E. (2015) Samoubojstva hrvatskih branitelja u Zagrebu i Hrvatskoj [Suizid bei kroatischen Kriegsveteranen]. Uriho-Zagreb 2015, 47.

⁶ Hrvatski zavod za javno zdravstvo. (2019) Pokazatelji zdravstvenog stanja i korištenja zdravstvene zaštite hrvatskih branitelja iz Domovinskog rata. (online) abrufbar unter: https://www.hzjz.hr/wp-content/uploads/2020/12/Branitelji_2019.pdf. 11.

⁷ Republika Hrvatska. Ministarstvo hrvatskih branitelja. Nestale osobe u Domovinskom ratu. (online) abrufbar unter: <https://branitelji.gov.hr/mjere-14/nestale-osobe/nestale-osobe-u-domovinskom-ratu-834/834>.

⁸ Pfeifer S. Traumaverarbeitung und Spiritualität. (2013) In: Utsch M., Bonelli R.M., Pfeifer S. Psychotherapie und Spiritualität. Mit existenziellen Konflikten und Transzedenzfragen professionell umgehen. Springer Verlag. 165-173.

⁹ Baumann K (2018) Religiosität bzw. Spiritualität und Traumabewältigung. In: Baumann K, Bendel R, Maruhukiro D (Hg.) Flucht, Trauma, Integration; Nachkriegseuropa und Ruanda/Burundi im Vergleich. Berlin: LIT Verlag. 17–28.

¹⁰ Glavas A. (2022) Ich bin immer noch hier! Die Rolle von Religiosität und Spiritualität bei traumatisierten Patienten in

Kroatien, Dissertation an der Universität Freiburg. Wird demnächst publiziert.

¹¹ Bendra I. (2018) Uloga duhovnosti u provedbi »Nacionalnog programa psihosocijalne i zdravstvene pomoci sudionicima i stradalnicima Domovinskoga rata. Bogoslovska smotra, Vol. 88 No. 1, Zagreb.

Literaturverzeichnis

Baumann K (2018) Religiosität bzw. Spiritualität und Traumabewältigung. In: Baumann K, Bendel R, Maruhukiro D (Hg.) Flucht, Trauma, Integration; Nachkriegseuropa und Ruanda/Burundi im Vergleich. Berlin: LIT Verlag. 17–28.

Bendra I. (2018) Uloga duhovnosti u provedbi »Nacionalnog programa psihosocijalne i zdravstvene pomoci sudionicima i stradalnicima Domovinskoga rata. Bogoslovska smotra, Vol. 88 No. 1, Zagreb.

Dnevno. hr. (2018) Trećina branitelja odbija pokop uz vojne počasti, njihova pobol i smrtnost veća nego ikada. 2018, (online) abrufbar unter: <https://www.dnevno.hr/domovina/izasli-sokantni-podatci-trecina-branitelja-odbija-pokop-uz-vojne-pocasti-njihova-pobol-i-smrtnost-veca-nego-ikada-1248003/>

Fillipp S.-H., Aymanns P. (2010) Kritische Lebensereignisse – eine erste Annäherung. In: Kritische Lebensereignisse und Lebenskrisen. Von Umgang mit den Schattenseiten des Lebens. Kohlhammer, Stuttgart. 17.

Glavas A. (2022) Ich bin immer noch hier! Die Rolle von Religiosität und Spiritualität bei traumatisierten Patienten in Kroatien, Dissertation an der Universität Freiburg. Wird demnächst publiziert.

Hrvatski zavod za javno zdravstvo. (2019) Pokazatelji zdravstvenog stanja i korištenja zdravstvene zaštite hrvatskih branitelja iz Domovinskog rata. (online) abrufbar unter: https://www.hzjz.hr/wp-content/uploads/2020/12/Branitelji_2019.pdf. 11.

Komar Z., Koic E. (2015) Samoubojstva hrvatskih branitelja u Zagrebu i Hrvatskoj [Suizid bei kroatischen Kriegsveteranen]. Uriho-Zagreb 2015, 47.

Maric I., Tulicic Z. (2018) Veteranski centri kao primjer sveobuhvatne skrbi za hrvatske branitelje. Poslovna izvrsnost. Zagreb God. XII, br.2.

Pfeifer S. Traumaverarbeitung und Spiritualität. (2013) In: Utsch M., Bonelli R.M., Pfeifer S. Psychotherapie und Spiritualität. Mit existenziellen Konflikten und Transzedenzfragen professionell umgehen. Springer Verlag. 165-173.

Republika Hrvatska. Ministarstvo hrvatskih branitelja. Nestale osobe u Domovinskom ratu. (online) abrufbar unter: <https://branitelji.gov.hr/mjere-14/nestale-osobe/nestale-osobe-u-domovinskom-ratu-834/834>.

Republika Hrvatska. Ministarstvo hrvatskih branitelja. Istraživanje pobola i smrtnosti hrvatskih branitelja. (2012). (Online), abrufbar unter: <https://branitelji.gov.hr/istrazivanje-pobola-i-smrtnosti-hrvatskih-branitelja/805>.

Andrijana Glavas

Religion stiftete Gemeinschaft und Kontinuität

Eine Ausstellung im Haus der Katholischen Kirche in Stuttgart will noch bis zum 12. März 2022 Einblicke in das religiöse Leben der Russlanddeutschen geben. Die Einführungsveranstaltung fand am 19. Februar statt.

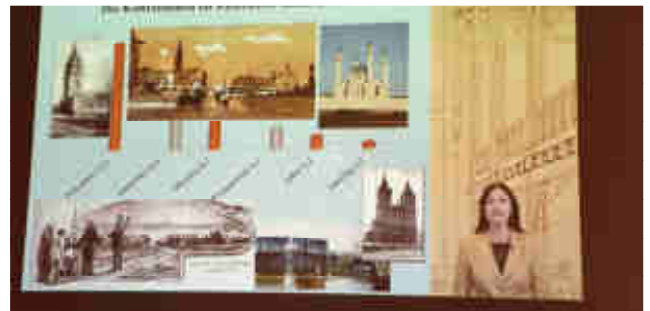
Roland Weeger, Chef des Hauses und Leiter des katholischen Bildungswerks, wies in seinem Grußwort darauf hin, dass in Deutschland etwa drei Millionen russlanddeutsche Spätaussiedler leben, aber wenig in der Öffentlichkeit in Erscheinung treten. Diese Ausstellung sei eine Chance, etwas mehr über sie zu erfahren. Weeger dankte *Dr. Rainer Bendel* von der Arbeitsgemeinschaft katholischer Vertriebenenorganisationen in der Diözese Rottenburg-Stuttgart für den Impuls und die Vermittlung der in Nürnberg im Bayerischen Kulturzentrum der Deutschen aus Russland konzipierten Wanderausstellung.

Der Oberbürgermeister der Landeshauptstadt Stuttgart *Dr. Frank Nopper* erinnerte als Schirmherr der Ausstellung daran, dass vor über 200 Jahren viele der Vorfahren der Russlanddeutschen aus Württemberg ausgewandert seien und viele in ihrer Herkunftsregion auch wieder eine neue Heimat gefunden haben. Stuttgart und die Russlanddeutschen seien deshalb eng miteinander verbunden, nicht zuletzt deshalb, weil Bundes- wie Landesverband der Landsmannschaft der Deutschen aus Russland ihren Sitz in der Schwabengroßmetropole haben. Die spät in den 1980-er und 90-er Jahren in die Urheimat zurückgekehrten Auswanderer und die Schwaben seien nach seiner Beobachtung in vielerlei Hinsicht geistesverwandt, auch was ihren Fleiß und ihre Zielstrebigkeit betrifft. So hätten die Russlanddeutschen sich nicht nur erfolgreich integriert, sondern auch einen erheblichen Beitrag zur wirtschaftlichen, wissenschaftlichen und kulturellen Entwicklung in Deutschland erbracht. Halt und Orientierung sowohl in ihrer Geschichte in Russland als auch bei ihrer Integrationsleistung hierzulande hätte ihnen stets ihre Religiosität verliehen, die Nopper als Muster verstand, um Zusammenhalt und Gemeinschaft in einer Großstadt wie Stuttgart zu stiften.

Ernst Strohmaier, der Vorsitzende der Landesgruppe Baden-Württemberg der Landsmannschaft der Deutschen aus Russland, machte die Besucher eingangs auf zwei Aspekte aufmerksam, die allen religiösen Gruppen der Russlanddeutschen – seien es Protestanten, Katholiken, Baptisten oder Freikirchler – zentral wichtig sind: Frieden und Freiheit. Durch den christlichen Universalismus komme in der Gemeinsamkeit der Unterschiede die Hoffnung auf Frieden zum Tragen, während die Freiheit sich in der ungezwungenen Wahl des Wohnsitzes sowie der Meinungs- und

Glaubensfreiheit konkretisiere. Auf der Suche nach einem Leben mit freier Glaubensausübung waren schon die Vorfahren der Russlanddeutschen nach Osteuropa ausgezogen. In sieben Jahrzehnten der Unterdrückung durch die Sowjetmacht habe nur der Gottesglaube geholfen, weiterhin auf erneute Freiheit zu vertrauen. Zentrale Aufgabe der Ausstellung sei deshalb, die Besucher mit dem Gedanken aus der Geschichte der Russlanddeutschen vertraut zu machen, wie wichtig es ist, Frieden und Freiheit zu schätzen, zu bewahren und weiterzuentwickeln.

Waldemar Eisenbraun, Geschäftsführer und Kulturreferent beim Bayerischen Kulturzentrum der Deutschen aus Russland in Nürnberg, dankte OB Nopper und Dr. Bendel als Initiator des Ausstellungsortes Stuttgart, einem Dreh- und Angelpunkt russlanddeutschen Wirkens. Die durch das bayerische Staatsministerium für Familie, Arbeit und Soziales geförderte Ausstellung wandere durch Bayern, Baden-Württemberg und Niedersachsen, stoße aber auch in den Herkunftsgebieten der Russlanddeutschen (Kasachstan, Ukraine und Russland) auf Interesse, wo die Texte der Rollups wie auch der Begleitbroschüre in russischer Sprache dargeboten werden, etwa in Moskau, Odessa oder Almati. Genau das sei die Absicht der Ausstellung: In professioneller Aufbereitung solle die Geschichte der Russlanddeutschen in die Öffentlichkeit hineinwirken. Die jetzt aus zwei Teilen über Protestanten und Katholiken bestehende Ausstellung soll auf fünf Teile erweitert werden. Derzeit werde die Geschichte der Mennoniten in Russland als dritter Teil erarbeitet.



Olga Litzenberger

Den Vortrag zum Ausstellungsthema sollte *Prof. Dr. Olga Litzenberger* halten, die sich seit über 30 Jahren mit der Thematik befasst. Die aus einer deutschen Familie in Saratow stammende, erst seit 2017 in Deutschland lebende und im Nürnberger Kulturzentrum arbeitende Historikerin konnte jedoch krankheits halber nicht persönlich erscheinen. Ersatzweise wurde deshalb ein Begleitvideo zur Wanderausstellung mit der Referentin vor den jeweiligen Schautafeln gezeigt. In gestraffter Form stellt Litzenberger hier zunächst den „unschätzbaren“ Beitrag der deutschen Protestanten und Katholiken zur russischen Geschichte dar. Beispielsweise wurde das erste Theater Russlands

1602 in Moskau unter der Leitung von Pastor Johann Gregory eröffnet. Der erste Übersetzer der Bibel in die russische Sprache war der deutsche Pastor Johann Glück. Als Vorreiter für das Zarenreich schlug Johann Christian Grot ein System zur sozialen Absicherung des Lebens vor. Mehrere Jahrhunderte lang seien Katholizismus und Luthertum traditionelle Religionen im multinationalen russischen Staat gewesen, freilich nur geduldet neben der Staatsreligion des orthodoxen Christentums. Die ersten Katholiken kamen bereits im 12. Jahrhundert nach Russland, erste Lutheraner noch zu Lebzeiten Martin Luthers, gerufen als Fachleute in verschiedenen Berufen. 90 Prozent der nachmaligen Deutschen immigrierten jedoch als Kolonisten ins Land auf Einladung Katharinas der Großen (ursprünglich: Sophie Friederike von Anhalt-Zerbst) bei Gewährung verschiedener Privilegien, darunter der Religionsfreiheit, die später eingeschränkt und in der kommunistischen Sowjetunion vollständig aberkannt werden sollte. Laut Volkszählung von 1897 waren 80

Prozent der deutschen Kolonisten evangelisch, 14 Prozent katholisch und 4 Prozent Mennoniten. Anfang des 20. Jahrhunderts umfasste die Diözese Tiraspol ca. 300.000 Menschen und 36.000 km², der Fläche nach war sie damit die größte der Welt. Im russischen Reich sei zweifellos anerkannt und geschätzt worden, was Deutsche mit ihren 2,5 Millionen Menschen und über 3.000 Dörfern für Staat und Gesellschaft leisteten. Grundlegend änderte sich alles aber mit der antireligiösen Politik in der Sowjetzeit seit 1917. Innerhalb von nur 20 Jahren wurde das religiöse Leben der Russlanddeutschen fast völlig vernichtet. Fortleben konnte es nur noch im Verborgenen als Katakomben-Kirche. Fromm geblieben, versammelten sie sich hinter verhängten, dicht geschlossenen Fenstern. Erst in den 1990-er Jahren wurden die meisten Kirchen an die Gläubigen zurückgegeben, so Olga Litzenberger abschließend.

Stefan P. Teppert



Die in Präsenz anwesenden Vortragenden vor einigen der Schautafeln

Kurzberichte

Landespreis für Heimatforschung

Vor nunmehr 12 Jahren ist Hans Vastag, Dr. h.c. sc. rel. (USA) vom BdV als Vertreter in die Jury für die Vergabe des Preises für Heimatforschung des Landes Baden-Württemberg entsandt worden. Das Ministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst lobt in Zusammenarbeit mit dem Landesausschuss Heimatpflege Baden-Württemberg den Landespreis für Heimatforschung jährlich aus. Das Ziel: Die Leistungen ehrenamtlich tätiger Heimatforscher zu würdigen und ihnen die verdiente öffentliche Anerkennung zukommen zu lassen. Der Landespreis besteht aus einem 1. Preis zu 5.000 Euro, zwei 2. Preisen zu je 2.500 Euro, einem Jugendförderpreis und einem Schülerpreis zu je 2.500 Euro sowie einem

Preis Heimatforschung digital zu 2.500 Euro. Die Staatliche Toto-Lotto GmbH Baden-Württemberg fördert den Landespreis, insbesondere die neue Preiskategorie Heimatforschung digital, mit einer größeren Summe. Über die Vergabe entscheidet eine ehrenamtliche Jury aus Experten in der Heimatpflege und -forschung.

Vastag übernahm das Amt von Albert Reich, der lange Jahre in Tandem mit dem bekannten Autor Dr. Jörg Baldenhofer in dieser Funktion tätig war. Im Herbst 2021 ist nun Hans Vastag als volles Mitglied dieser Jury bestätigt worden. Außerdem wurde er auch in die Schülerjury berufen. Im Laufe der Jahre wurden mehrere ehrenamtliche Forscher aus Baden-Württemberg auf seinen Vorschlag hin mit Preisen bedacht, unter anderen der Vorsitzende der Landsmannschaft der Deutschen aus Ungarn Joschi Ament, der für sein Buch über das Schicksal der Deutschen aus Elek in Ungarn

ausgezeichnet wurde. Aber auch mehrere Schüler, die sich mit der Problematik von Flucht und Vertreibung auseinandergesetzt haben, meist Erinnerungen ihrer Großeltern, wurde auf Vastags Vorschlag prämiert.

Schon seit 1991 ist er Mitglied des Landesvorstandes der Landsmannschaft der Banater Schwaben seit mehreren Jahren in der Funktion als Kulturreferent, im katholischen Sankt-Gerhards-Werk der Donauschwaben erfüllt er die Funktion des Stellvertretenden Vorsitzenden

Seit 2015 ist Hans Vastag auch Vorsitzender der Jury für die Vergabe des Donauschwäbischen Kulturpreises, der jedes zweite Jahr vom Innenministerium des Landes Baden-Württemberg vergeben wird.

Mit der Arbeit in diesen Gremien ist periodisch ein größerer Zeitaufwand verbunden, nicht nur für die Jurysitzungen, sondern auch für die Sichtung und Bewertung der eingesandten Materialien, wobei bis zu 20 Bücher oder Broschüren gelesen und anschließend kommentiert werden müssen. Für seinen Einsatz dankt der BdV seinem Delegierten in den Jurys.

Albert Reich, Kulturreferent des BdV

Empfang bei OB Dr. Frank Nopper

Schon kurz nach den Neuwahlen zum Oberbürgermeister der Stadt Stuttgart Ende 2020, vereinbarte der Vor

sitzende des Landesverbandes BW unserer Landsmannschaft einen Termin im Bürgermeisteramt der baden-württembergischen Landeshauptstadt.

Am 8. Februar kam nun dieses Treffen zustande: drei Vertreter unserer Landsmannschaft wurden von OB Dr. Frank Nopper empfangen. Das waren der Vorsitzende des LV Richard S. Jäger, der Vorsitzende des KV Stuttgart Willi Hack und der Kulturreferent des LV Hans Vastag. Das fast einstündige Gespräch fand im Büro des OB in einer freundlichen lockeren Atmosphäre statt, wobei mehrere Themen zur Sprache kamen.

Richard Jäger stellte kurz die Banater Schwaben und ihre Veranstaltungen vor, über die der OB schon recht gut Bescheid wusste. Willi Hack berichtete über die vielfältigen Tätigkeiten des KV Stuttgart und Hans Vastag überreichte dem OB die von ihm verfassten Bücher über Stuttgarter Straßennamen mit Bezug zu den Herkunftsländern der Vertriebenen und das Buch „Dem Vergessen entrissen“ über die Denkmäler in Baden-Württemberg zur gleichen Thematik.

Zur Sprache kamen die Benennung einer Stuttgarter Straße als „Temeswarer Straße“, die Organisation einer Ausstellung oder die Aufstellung eines Denkmals im öffentlichen Raum mit Banater Thematik eventuell in Verbindung mit der Kulturhauptstadt Europas 2023 in Temeswar. Ebenfalls angesprochen wurde die 75-Jahrfeier des LV BW im Jahre 2025.

Alle fünf Vorschläge wurden wohlwollend aufgenommen und Möglichkeiten der Realisierung ausgelotet.

Jakob Geiger (Jaki bácsi), Pfarrer der Ungarndeutschen

„Wenn die Ungarndeutschen ihren Glauben aufgeben, geben sie auch ihr Deutschtum auf und umgekehrt“ Pfarrer Lajos Labbant, Werischwar

Im Sommer, als wir mit unserem Gast aus Amerika das Heimatmuseum in Werischwar besuchten und mit Frau Gromon Andrásné – Mici néni – über die Vergangenheit Gespräche führten, stellte es sich heraus, dass wir viel Gemeinsames haben. Sie erzählte u.a. davon, dass sie am Sterbebett des Pfarrers Jakob Geiger anwesend war. Dieses Thema ist für mich in dreierlei Hinsicht wichtig:

Erstens: Pfarrer Jakob Geiger stammte aus meinem Heimatdorf, aus Wudigeß und hat auf dem Gebiet der Familienforschung sehr wertvolle Arbeit geleistet. Er war eine außergewöhnliche Persönlichkeit, die nicht nur in Wudigeß, sondern auch in den anderen Ortschaften, wo er tätig war, sehr beliebt war und verehrt wurde.

Zweitens: Als Freund und Kollege von Prälat Franz Walper, Pfarrer der Deutschsprachigen Katholischen Gemeinde in Budapest engagierte er sich in der Arbeit des St. Gerhards Werks Ungarn (Verein der Katholischen Ungarndeutschen), wo ich stellv. Vorsitzende bin. Er hat für die Ungarndeutschen viel getan, hat regelmäßig deutschsprachige Messen gelesen, hat Predigten in deutscher Sprache gehalten, lektorierte das Werischwarer deutsche Liederbuch usw.

Drittens: Pfarrer Jakob Geiger ist der Onkel meiner Schwägerin, Éva Herein-Pfendtner, ohne Jaki bácsi waren Hochzeiten und Taufen in der Verwandtschaft unvorstellbar.

Wudigeß hat der Kirche ziemlich viele Kapläne und Pfarrer gegeben. In der Pfarrkirche „Maria Schnee“ befindet sich eine Marmortafel hinten neben der Eingangstür mit den Namen derjenigen Priester, die vom Altar der Wudigesser Pfarrkirche abgingen, um ihre Missionen zu vollbringen. Der erste Priester, dessen Name wir kennen, war János



Pfarrer Jakob Geiger in Wudigeß

Ramsperger, seine Priesterweihe fand im Jahre 1871 statt. Der siebte in dieser Reihe ist Jakob Geiger, der am 30. Mai 1943 von Diözesanbischof Lajos Shvoy zum Priester geweiht wurde.

Er ist nach dem Ersten Weltkrieg, am 5. Dezember 1919, also vor 102 Jahren in Wudigeß, in einer schwäbischen Familie geboren. Seine Mutter, Rozina Fischer, führte ein tief religiöses Leben, auch ihre Kinder, Jakob und Róza, wurden in diesem Geist erzogen. Sein Vater, Jakob Geiger sen., war Großbauer und wurde sehr verehrt in Wudigeß. Er bestimmte seinen begabten Sohn für die militärische Laufbahn, der Sohn wollte aber lieber Lehrer werden. Er lernte in der Schule sehr gut, las sehr viel, man sagte, er las auch unterwegs, bis er zu Fuß im Budapester Gymnasium ankam.

Er war regelmäßig Ministrant, nützte alle Gelegenheiten um in der Kirche, in der Nähe von Gott zu sein. Als Jakob Geiger das Priesteramt wählte, unterstützte seine Entscheidung die ganze Familie. Seine erste Messe am 3. Juni 1943 in Wudigeß war eine riesengroße Feier.

Er begann seinen priesterlichen Dienst in Schambek, später diente er als Kaplan und Pfarrer in zahlreichen Ortschaften in der Diözese Stuhlweißenburg: Wudigeß/Budakeszi, Großteting/Nagytétény, Kuti/Bakonykút, Edeck/Etyek, Maan/Mány, Rácalmás, Gant/Gánt, Pad/Páty, Tschowanka/Csobánka, und Werischwar/Pilisvörösvár. Der Pfarrer hat an seinen Grundsätzen in der kommunistischen Zeit festgehalten, das kann vielleicht die Ursache seiner häufigen Versetzungen sein.

Auf allen seinen Stationen baute und bereicherte Jaki bácsi das Leben der Gläubigen, und die Gemeindeglieder haben ihm überall Vertrauen geschenkt. Keine Mühe sparend organisierte er Kirchenrenovierungen, die Gründung von Klöstern.

Er war eine hochgebildete, intelligente Persönlichkeit, ein aufrichtiger und demütiger Mensch, der mehrere Fremdsprachen beherrschte, u.a. die Sprache der Zigeuner in Tschowanka. In seiner Freizeit übersetzte er

Bücher, nicht nur aus dem Deutschen, sondern auch aus dem Lateinischen. Er vertrat ununterbrochen die christlichen Werte, führte ein bescheidenes, einfaches Leben, strebte nicht nach höheren Positionen. Für ihn war der Dienst wichtig, der Dienst für Gott und für die Angelegenheit des Ungarndeutschtums. Eifrig erforschte er die Herkunft der Budakesser Familien, stellte Stammbäume zusammen, wußte sehr viel über die Ansiedlungszeit und über die Vergangenheit im Allgemeinen.

Im Buch von Prälat Franz Walper: Vergangenheit und Gegenwart (1999) kommt sein Name an vielen Stellen vor. Besonders zur Zeit, als Jakob Geiger in Tschowanka Pfarrer war (bis 1995) empfing er oft ausländische Gäste, vor allem Bischöfe und geistliche Personen aus Deutschland und Österreich. Damals, nach der Wende, zu Beginn der 90er Jahre war das Interesse für die neugegründete deutschsprachige Seelsorge in Budapest und für das St. Gerhards Werk Ungarn e.V. enorm, ständig kamen Gäste aus den ehemaligen Ländern der Donaumonarchie, um die Tätigkeit der Ungarndeutschen zu unterstützen, was das Wiederfinden der religiösen Identität ihrer Ahnen in Sprache, Sitte und Gebräuchen anbelangt. Auch in der Abschlußpredigt von Prälat Franz Walper anlässlich seiner Verabschiedung am 19. Jänner 1997 würdigte er die Rolle und Arbeit von Pfarrer Jakob Geiger.



Einweihung mit Jakob Geiger

Dessen letzte Station war Werischwar, ein Dorf, wo die ungarndeutschen kirchlichen Traditionen noch lebendig waren. Hier war er u.a. bei der Zusammenstellung der Kirchenlieder-Sammlung behilflich. Obwohl es ihm gesundheitlich nicht mehr gut ging, las er regelmäßig die deutschen Messen, auch seine Predigten waren in deutscher Sprache. Er bereitete sich auf die Sonntagspredigten immer sehr gewissenhaft und gründlich vor, sowohl in deutscher, als auch in ungarischer Sprache. Ihn begeisterte, wenn die Werischwarer Gläubigen die deutschen Kirchenlieder aus ganzem Herzen sangen. Besonders mochte er das Lied „Hier liegt vor deiner Majestät“. Die Menschen besuchten die von Jaki bácsi zelebrierten deutschen

Messen sehr gern, seine schöne deutsche Aussprache, seine gehaltvollen Predigten übten auf sie eine große Wirkung aus. Zum Glück bewahrte Frau Gromon Andrásné, Leiterin des Heimatmuseums diese Predigten. Ihrer Meinung nach wäre es gut, sie in gedruckter Form zu veröffentlichen.

Auch sein Familienleben war beispielhaft, er hat die Familie seiner Schwester, Róza Geiger-Martin, ihre Kinder, Enkelkinder und Urenkelkinder immer mit Freude empfangen. Diese Liebe war gegenseitig, auch er konnte sich immer auf die Familie verlassen.

Pfarrer Jakob Geiger starb am 6. Juli 2001 mit 82 Jahren. Seinen Tod erlebte die Werischwarer Gemeinde als großen Verlust. Viele haben in seiner Person nicht nur einen Beichtvater, sondern auch einen guten Freund verloren, auch die Budakesser waren in tiefer Trauer. Er wurde seinem letzten Willen entsprechend in Werischwar auf dem Friedhof beigesetzt. Beim Begräbnis saß Prälat Franz Walper, sein bester Freund, neben seinem Sarg, der Freund, mit dem Pfarrer Jakob Geiger für die Bewahrung der deutschen kirchlichen Traditionen kämpfte.

Gedanken Jugendlicher in der Minderheitensituation: Was mir wichtig ist

Meine schwäbische Identität

Wie definieren wir unsere Identität? Wenn ich an meine Kindheit – zu Hause, im Kindergarten, in der Grundschule, bei Großeltern – denke, sind meine Erinnerungen voller Freude und Ausgeglichenheit. Ich hatte eine harmonische Kindheit, ich fühlte mich geborgen in meiner Familie, familiäre Traditionen beeinflussten stark meine Identität.

Ich war als Kleinkind so froh, wie das ungarndeutsche Mädchen auf dem Foto aus Budaörs/Wudersch in den 1930er Jahren. Ich bin auch Ungarndeutsch. Meine Ahnen mütterlicherseits waren Deutsche in Ungarn. Ich bin heute eine Ungarin. Wenn ich in Ungarn nach meiner Nationalität gefragt werde, bin ich Ungarndeutsche, aber wenn mir diese Frage in Deutschland aufgestellt wird, bin ich Ungarin.

Zur Identität gehört auch die Sprache. Wir haben viele Verwandte in Deutschland und ihre Sprache, ihr Verhalten, dass sie so offen über ihre Geschichte erzählt haben, hat mich immer beeindruckt. Zum Beispiel die

Sein Grab neben dem großen Kreuz pflegen viele von den Gemeindemitgliedern – erzählte Mici néni.

In Anerkennung seines beispielhaften priesterlichen Lebens, seiner unermüdlichen Tätigkeit in Bereichen Vertiefung des Glaubenslebens in Werischwar, seines aufopferungsvollen und segensvollen Lebenswerks verlieh ihm die Stadt Werischwar die Ehrenbürgerschaft im Jahre 2013 postumus.

Wir Vorstandsmitglieder des St. Gerhards Werk Ungarn sind ihm zu großem Dank verpflichtet, dass er Gott und den Ungarndeutschen so treu gedient hat. Mit diesem Zeitungsartikel wollte der Vorstand dem beliebten, tief verehrten Pfarrer der Ungarndeutschen ein Andenken setzen.

Maria Herein Kőrös
Stellv. Vorsitzende des St. Gerhards Werks Ungarn

Das St. Gerhards Werk Ungarn e.V. wurde auf Anregung von Prälat Franz Walper, Dr. Wendelin Hambuch zusammen mit Herrn und Frau Aufricht zur Weckung der geistlichen Identität und zur Förderung der Religiosität unter den Ungarndeutschen gegründet.

Schwester meines Urgroßvaters mütterlicherseits wurde nach dem Zweiten Weltkrieg mit Familie nach Deutschland vertrieben. Sie konnten lange nicht heimkehren. Jedemal, als wir – mit meinen Eltern und Großeltern – sie besuchten, fragten sie über die Heimat – darunter verstanden sie ihr Heimatdorf in Ungarn. Sie waren Deutsche, aber auch Ungarndeutsche.



Meine Eltern, meine Brüder und ich, wir können und konnten als Ungarndeutsche Deutsch als Nationalitätensprache lernen. Das finde ich gut. Meine Identität haben die Geschichte der Familie, das Leben und die Sprache unserer vertriebenen Verwandten und die Schule stark beeinflusst. Identität ist für mich wichtig.

Anna Gajdos

Die Vergangenheit unserer Heimat und unserer Familien

Auf dem Bild hier bin ich mit meiner Schwester zu sehen auf den Schwabenball in Baje im Jahre 2019. Ich war auch Mitglied der schulischen Tanzgruppe und es war mir immer eine Freude wenn wir zusammen unser Können zeigen durften. Am Ende gab es immer eine sehr gute Laune. Meine Eltern fanden es wichtig, dass ich tanzen lerne, deshalb haben sie mich an Schwabenbällen gelehrt wie man Walzer und Polka tanzt. Meine Schwester war Mitglied der wemender Tanzgruppe und für eine Zeit war sie auch in der csepeler Tanzgruppe aktiv, daher kann sie auch sehr schön tanzen.



Tanz ist für mich sehr wichtig, dadurch lasse ich Stress raus, deshalb war für mich die Karantene-Zeit sehr schwer, weil ich mich schon sehr nach einer Tanzveranstaltung oder nach ein Schwabenball gesehnt habe.

Als ich letztes Jahr in München bei einer Kita als Praktikantin behilflich war, habe ich den Kinder den Tanz „Schuster pflick mein Schuh“ beigebracht. Sowohl die Kinder als auch die Erzieherinnen waren davon begeistert. Es hat mich gefreut dass ich ihnen etwas neues ihnen beibringen konnte.



Auf diesem Bild spielt meine Mutter an der Geige, ich an der Querflöte und meine Schwester singt, aber sie spielt auch an der Geige, mein Bruder kann das Klavier gut benutzen und mein Vater spielt am Akkordeon. Wir musizieren gerade in

Wemend, da gab es eine Veranstaltung namens Familienmusik und dort haben wir ungarndeutsche Volkslieder vorgespielt. In unser Familie spielt jeder an einem Instrument einige sogar an mehreren. Musik ist genau so wichtig für mich und der Familie wie Tanz. Ich habe in der Musikschule nur solo und klassische Musik gespielt, deshalb war es für mich ein ganz neues Erlebnis als ich mit der Familie quasi in einer „Kapelle“ spielen durfte. In einer Musikapelle ein Mitglied zu sein ist ein ganz

anderes Gefühl als allein ein Stück vorzutragen, aber alles hat seine eigene Schönheit.

Ohne Tanz und Musik könnte ich mein Leben gar nicht vorstellen.

Eliza Emmert

Familie, Ahnen

Meine Urgroßmutter ist in Püspöklak im Jahre 1934 in einer ungarndeutschen Familie geboren. Als sie klein war konnte sie nur Mundart sprechen, als sie in die Schule kam lernte sie erst Ungarisch zu sprechen, dann begann sie die Schulfächer zu lernen. Mit 16 lernte sie meinen Urgroßvater kennen, als sie bei einer Tanzveranstaltung getanzt hatten.



Die Verwandten meines Urgroßvaters haben gesagt, dass sie mit meiner „Dédi“ auch Tanzen können, aber das klang ein bisschen anders, sie haben gesagt: „Mi tr Liessier tät konnst a gtanz“ Und dann, haben sie getanzt... einmal... zweimal...bis zu ihrem 17. Geburtstag, dann haben sie geheiratet. Urgroßvater – wie wir ihn genannt haben – „Papa“, war 10 Jahre älter als Dédi, trotzdem war ihre Beziehung harmonisch und sie haben sehr viel gearbeitet, es ist für mich einfach unglaublich, manchmal denke ich, dass ich so eine körperliche Arbeit nie machen könnte. Heutzutage lebt meine Urgroßmutter noch immer, leider ist mein „Papa“ als er fast 93 Jahre alt war gestorben, aber wir können sagen, dass sie ein Leben mit Liebe, Treue und vielen Erlebnissen hinter sich haben. Und darauf bin ich stolz. Das möchte ich einmal haben. Eine Liebe die ewig anhält. Ein Leben voller Schwierigkeiten (die gemeistert werden) und auch mit glücklichen Momenten. Heute erzählt sie über die guten alten Zeiten, natürlich auf „Schwäbisch“ (ungarndeutsche Mundart). Ich liebe es, mit ihr zu sprechen und ich hoffe, dass sie noch mehrere Jahre unter uns verweilen kann.





Anna Schulteisz

Die Vergangenheit unserer Heimat und unserer Familie

Meine ungarndeutschen Wurzeln

Alle von der Familie haben bis ihrem Tod hier in Leányvár gelebt. Meine Großmutter und meine ganze Familie besuchten die Grundschule in Leinwar, wie ich. Auf dem oberen Foto rechts ist die Klasse meiner Großmutter zu sehen. Meine Familie ist eine römisch-katholische Familie.

Meine Großeltern, Urgroßeltern, die Eltern von ihnen haben alle in Leányvár geheiratet. Die Hochzeiten, Taufen, Firmungen und die Totenmessen passierten und passieren bis heute auch in dieser Kirche.

Die Aussiedlung

Das untere Foto rechts zeigt die Leinwarer Familien im Zug, die vertrieben wurden (in den letzten Minuten durften einige Bergleute hier bleiben).

Die Bedeutung meines Geburtsortes

Die Kultur, Traditionen und Bräuche haben weitergelebt. Es gab und es gibt schon heute Veranstaltungen, bei denen die nachfolgenden Generationen diese Identität bewahren und später Traditionen weitergeben können.

Es gibt eine Volkstanzgruppe (seit 1995), eine Musikkapelle – Leinwarer Schrammel (seit 1997), den Sängerbund. Die Grundschule und der Kindergarten sind auch deutsche Nationalitäten-Einrichtungen, wo die Kinder neben der deutschen Sprache die Vergangenheit und Kultur der Ungarndeutschen gut kennenlernen können.

Die Volkstanzgruppe hat mehr als 100 Mitglieder vom kleinen Kind bis zu Erwachsenen. An Feiertagen tanzen

sie in der traditionellen Kleidung der Ungarndeutschen, die Musikkapelle kümmert sich um die Musik dazu. Sowohl im Kindergarten, als auch in der Grundschule lernen die Kinder obligatorisch Volkstanz.



Johanna Sztabina

Johannes Weißbarth †

Mit 88 Jahren ist der donauschwäbische Architekt, Repräsentant in der Vertriebenenarbeit, Familiare des Deutschen Ordens und frühere Vorsitzende des St. Gerhardswerks (2008–2015) verstorben.

Innerhalb der sogenannten donauschwäbischen Erlebnisgeneration, die schwer unter dem Zweiten Weltkrieg und seinen Folgen zu leiden hatte, ist der Beruf des Architekten eine Rarität. Johannes Weißbarth gehört zu den wenigen, die ihn trotz vielerlei Hindernissen ergriffen. Er wurde damit für seine Landsleute in Deutschland zu einer Ausnahmeerscheinung, ja zur Verkörperung des kunstsinnigen donauschwäbischen Architekten.

Weißbarth wurde am 16. Oktober 1933 in Weprowatz geboren, einer 3.000-Seelen-Gemeinde im fruchtbaren Flachland der Batschka, damals Königreich Jugoslawien. Zu 80 Prozent bestand das Dorf aus deutschsprachigen Katholiken. Der Junge besuchte die Grundschule im Heimatort und ging ab 1944 auf das Deutsche Gymnasium in Werbass, das er jedoch abrupt abbrechen musste, als das Ende des Zweiten Weltkriegs das Schicksal der Deutschen Südosteuropas besiegelte. Weißbarths Familie wollte nicht flüchten, weil sie sich aufgrund ihres stets kirchen- und staatstreuen Verhaltens nichts vorzuwerfen hatte. Das sollte sich – wie für viele andere – als folgenschwere Fehlentscheidung erweisen. Die Daheimgebliebenen wurden entrechtet, enteignet, verschleppt, interniert und viele auch ermordet. Nach der Auflösung der Arbeits- und Vernichtungslager 1948 mussten die Überlebenden in der Landwirtschaft, in Fabriken, Bergwerken und Werkstätten weitere drei Jahre Zwangsarbeit leisten, so auch der Minderjährige Johannes. Nach mehrjährigem Bemühen gelang es ihm, gegen Kopfgeld die alte Heimat zu verlassen und als Spätheimkehrer Bürger der Bundesrepublik Deutschland zu werden.

Im zerbombten Stuttgart, wo er sich 1955 niederließ, fasste er den Entschluss, Architekt zu werden und am Wiederaufbau Deutschlands aktiv Hand anzulegen. Er schaffte es trotz schwieriger wirtschaftlicher Lage, 1960 in Stuttgart sein Architekturstudium erfolgreich zu absolvieren. Er suchte Anschluss bei der Katholischen Jugend- und Hochschulgemeinde und wurde Mitglied im Bund Neudeutschland, wo er dem Neusatzer Bildhauer Julius Schramm begegnete, der sein enger Freund wurde.

1961 heiratete er die aus dem Sudetendeutschtum und böhmischen Adel stammende Ulrike Bayer. Der Ehe entstammen zwei Töchter und zwei Söhne.

Auf Weißbarths Reißbrett entstanden zunächst die Pläne einer Reihe von Familienheimen und einer Teppichsiedlung in Biberach für die Rückwanderer aus Entre Rios, der 1951 gegründeten donauschwäbischen Kolonie im

Süden Brasiliens. Den dort gescheiterten Landsleuten wollte er helfen, ohne zu wissen, ob er für seine Arbeit jemals Honorar bekommen würde. Ähnliche Planungen entstanden auch für Heutingsheim, Backnang, Ulm, Reutlingen, Riedlingen, Ebingen, Bad Waldsee und andere Orte. Es sind stark rationalisierte, kostenbewusst entworfene Modellprojekte mit einem günstigen Preis-Leistungs-Verhältnis von Wohnfläche zu umbautem Raum. Diese Gebäude setzten der damals herrschenden Siedlungsarchitektur eine eigenwillige Note entgegen, besonders weil die Herstellungskosten verkraftbar waren.



Als sich Weißbarth Ende der 60er Jahre dem Schulbau zuwandte, konnte er in erweitertem Maßstab seinen Entwürfen unverwechselbare Gestalt verleihen. Durch Wettbewerbserfolge kam er zu größeren Aufträgen, wie beispielsweise die Volksschule Dettingen zu planen, weiterhin die Freie Risstalschule Biberach, die Carl-Joseph-Leiprecht-Schule in Rottenburg, das Salvatorkolleg in Bad Wurzach, die Grund- und Realschule St. Bernhard in Bad Mergentheim, die Katholische Fachschule für Sozialpädagogik in Ulm, das Studienkolleg St. Johann in Blönried-Aulendorf sowie die Montessorischule und Zentralschule in Neu-Ulm.

Als Beispiel für seine Schulbauten sei hier das Bischof-Sproll-Bildungszentrum Biberach herausgegriffen. Dort sind Grund-, Haupt-, Realschule und Gymnasium in einem Komplex integriert, der nach den Anforderungen differenzierter Unterrichtsformen mit multifunktionaler Raumnutzung, Flexibilität und Mobilität in freier, offener Raumgestaltung gebaut wurde. Heute gilt das Zentrum als Modellschule und wurde von Pädagogen und Baufachleuten aus Schweden, Österreich, der Schweiz, dem Baltikum u. a. Ländern besucht.

Neben innovativen Planungen, die sich durch einfühlsames Studium an den speziellen Zwecken und Absichten der künftigen Nutzer orientierten, brachte vor allem seine Zuverlässigkeit Vertrauen und neue Aufträge, denn die genehmigten Kostenvorgaben hat der scharf kalkulierende Architekt stets eingehalten.

Zweimal entwarf Johannes Weißbarth Plan und Modell für ein „Haus der Donauschwaben“, das erste Mal 1959 für die Ulmer Wilhelmshöhe, als die einmalige Chance bestand, ein modernes, repräsentatives Begegnungs- und Kulturzentrum mit Versammlungshalle, Bühne, Büro-, Tagungs-, Jugend-, Gast- und Übernachtungsräumen

sowie integriertem Hotel-Restaurant und Gedächtniskapelle zu schaffen. Dieses Projekt wurde damals als Sonderbeilage in der Wochenzeitung „Der Donauschwabe“ veröffentlicht. Doch standen vor allem die Zwistigkeiten unter den landsmannschaftlichen Verbänden der Verwirklichung des weitsichtigen „Weltzentrums in der Stadt der Donauschwaben“ entgegen.

Das zweite Mal war Weißbarths Kompetenz gefragt, als die Landsmannschaft Mitte der 1990-er Jahre mit dem Gedanken schwanger ging, den seit 1970 bestehenden drögen Beton-Kastenbau am Sindelfinger Goldberg aufzustocken, um Platz für ein zentrales Museum zu schaffen. Diesmal jedoch zögerte die Stadt Ulm nicht, sich auf ihr historisch verbrieftes Recht zu berufen, und stellte für den besagten Zweck die Obere Donaubastion zur Verfügung.

Bei allen Ausfaltungen seiner baukünstlerischen Tätigkeit, seines Willens, Behaustheit zu formen, hat ihm ein Urbild – das genaue Gegenteil des Großstädtischen – immer vor Augen gestanden, nämlich die auf ein Höchstmaß an Einfachheit reduzierte, bescheidene und anspruchslose, sich in die Landschaft integrierende Architektur des heimatlichen Dorfes, die „eine Welt an Intimität und Geborgenheit“ bereitstellt, weil ihr Mittelpunkt und Maßstab der bäuerlich landschaftsverbundene Mensch und das Leben der Familie ist. Gemeint sind die von der Wiener Hofkammer im 18. Jahrhundert für die nach „Hungarn“ gerufenen donauschwäbischen Kolonisten im Typ entworfenen Dorfanlagen, Höfe und Häuser, wie sie im ganzen mittleren Donauraum mit einer „bezaubernden Fülle von Variationen über dasselbe Thema“ gebaut wurden und heute noch als anonymes Erbe anzutreffen sind. Der in solchem Milieu aufgewachsene Baumeister hat dieses Erbe in einem lesenswerten Aufsatz gepriesen.²

Nur die wichtigsten seiner ehrenamtlichen Tätigkeiten in der Vertriebenenarbeit wie auch im berufsständischen Bereich können hier erwähnt werden. 1962 bis 1965 war er Redakteur der „Donauschwäbischen Briefe“, gehörte dem Bundesvorstand des Verbandes der Donauschwaben in Ulm an und war 1966 maßgeblich an der Vereinigung von Verband und Landsmannschaft der Donauschwaben beteiligt. Er war Mitglied des vereinigten Bundesvorstandes sowie der Patenschaftsräte im Land Baden-Württemberg und der Stadt Sindelfingen. Im Bund der Vertriebenen leitete er seit über 40 Jahren den Kreisverband Biberach und war Mitglied des erweiterten BdV-Landesvorstandes. Seit 1956 engagierte er sich im St. Gerhardswerk. Seit er Pensionär wurde, arbeitet er im Vorstand dieser katholischen Organisation aller Deutschen aus dem Südosten Europas. 2008 wurde er zu ihrem Vorsitzenden gewählt und hat die Fundamente zu einer fruchtbaren Arbeit, zur Konsolidierung der Finanzen sowie zur Gründung einer Stiftung gelegt.

Weißbarth war über Jahrzehnte die gastfreundliche Anlaufstelle für donauschwäbische Kleriker und Künstler, die in seinem Haus Aufnahme fanden, ihr Herz ausschütten, untereinander Kontakt finden und Pläne schmieden konnten. Für die Organisation und Durchführung von drei exemplarischen donauschwäbischen Kunstausstellungen in Ulm und Reutlingen zeichnete er verantwortlich. Er rief 1964 die Künstlervereinigung „Die Platte“ ins Leben und war zwei Jahrzehnte lang ihr geschäftsführender Vorsitzender. Dem eingeschworenen Freundeskreis gehörte die Elite der donauschwäbischen Künstler und Kulturschaffenden an: Josef de Ponte, Sebastian Leicht, Franz Schunbach, Julius Schramm, Wilhelm Kronfuss, Hans Diplich, Klaus Günther, Stefan Cosacchi, Franz Koringer, Konrad Scheierling, Jakob Bohn, Robert Rohr, Josef Haltmayer, Adam Schlitt, Jakob Wolf, Johann und Gerda Weidlein, korrespondierende Mitglieder waren Oskar Sommerfeld, Franz Hutterer, Hans Roch u. a. Seinem engen Freund Josef de Ponte widmete Weißbarth 2002 eine Monographie.³

Überall legte Weißbarth Wert auf den überstaatlichen Zusammenhalt aller Donauschwaben, nachtrianonische Separatismen und landsmannschaftliche Eigenbrötleien versuchte er stets aufzubrechen.

In Biberach entwarf er 1983 ein modern gestaltetes Vertriebenenmahnmal und richtete im Jahr 2000 den Ostdeutschen Schauraum ein mit einer ständigen Ausstellung über die Vertreibung der Deutschen aus Mittel-, Ost- und Südosteuropa.

Ein halbes Jahrhundert lang setzte er sich für Heimat, Menschenrechte und geschichtliche Wahrheit ein. Er war stets Mahner gegen das Vergessen und Verdrängen und befürwortet eine aufrichtige Aussöhnung mit unseren östlichen Nachbarn. Zwischen ihnen und seinen deutschen Landsleuten verstand er sich als Brückenbauer.

In den letzten Jahren seines Lebens war Johannes Weißbarth schwer krank, konnte kaum noch sein Haus in Biberach verlassen und musste ständig betreut werden. Er starb am 25. November 2021. Die Trauerfeier mit anschließender Beisetzung fand am 3. Dezember 2021 auf dem Stadtfriedhof Biberach statt.

Lit.: 1) Johannes Weißbarth: Marcel Breuer, ein ungarndeutscher Architekt, in: Neuland (Salzburg), Folge 17, 1966; 2) Ders.: Die Anonyme Architektur des mittleren Donauraumes. Dorfanlagen und Kolonistenhäuser der Donauschwaben im 18. und 19. Jahrhundert, in: Festschrift zum 70. Geburtstag von Friedrich Binder und Friedrich Kühbauch, Sindelfingen 1986, S. 24 – 35; 3) Ders.: Josef de Ponte, mit einem Essay über die Arbeiten von Josef de Ponte in Schwaigern von Werner Clement, 62 Abbildungen, Edition Stadt Schwaigern, Schwaigern 2002, 80 S.

Stefan P. Teppert

Diamantenes Priesterjubiläum von Msgr. EGR Andreas Straub

TROCKAU – So schließt sich der Kreis: Vor 60 Jahren war der Primizgottesdienst im rumänischen Neuarad wegen politischer Repressalien nur in ganz bescheidenem Rahmen möglich, jetzt machte Corona die Planungen für ein großes Fest zum diamantenen Priesterjubiläum von Monsignore Andreas Straub in Trockau zunichte.



Msgr. A. Straub mit seinen Sanktannaer Landsleuten

Die Pfarrgemeinde hatte alles perfekt vorbereitet: Die Blaskapelle sowie der St. Thomas-Chor standen bereit und auch ein Empfang im Feuerwehrhaus war bis ins Detail geplant. Wegen der Pandemie-Einschränkungen musste jedoch alles abgesagt werden und so konzentrierte sich das seltene Jubiläum auf einen Festgottesdienst, den der Jubilar zusammen mit dem Trockauer Pfarrer Josef Hell und seinem priesterlichen Freund, Vater Andreas aus Marienweiher, zelebrierte.

Hell ließ in seiner Festpredigt die Lebensgeschichte von Andreas Straub kurz Revue passieren: 1936 in Neuarad als jüngstes von drei Kindern geboren, wollte er ursprünglich eigentlich Lehrer werden. Sein 1954 aufgenommenes Mathematik-Studium gab er jedoch schon nach zwei Semestern auf, um sich in den Dienst des Herrn zu stellen. Von 1955 bis 1961 studierte er im heutigen Alba Julia Philosophie und Theologie und wurde dort 1961 auch zum Priester geweiht.

Zunächst als Kaplan in der Großgemeinde Sanktanna eingesetzt, wurde er 1965 als Pfarrer nach Steierdorf ins Banater Bergland berufen, um 1971 erneut nach Sanktanna zurückzukehren, wo er für knapp 5000 Gläubige

zuständig war. Stolz ist er noch heute darauf, dass er zahlreiche seiner Schützlinge für den Dienst in der Kirche begeistern konnte.

1981 traf Straub eine schwerwiegende Gewissensentscheidung. Weil ihn die berüchtigte Securitate als äußerst aktiven Seelsorger schon lange mit Argwohn beobachtet hatte, kehrte er von einem Besuch in Deutschland nicht mehr ins Banat zurück. 1981 trat er in den Dienst des Erzbistums Bamberg, zunächst als Assistenzseelsorger in Lichtenfels und Neunkirchen am Brand, danach 21 Jahre lang als Pfarrer in Münchenberg. 1996 zum Erzbischöflichen Geistlichen Rat ernannt, verlegte er 2003 im Ruhestand seinen Wohnsitz nach Bayreuth und hilft seither in Büchenbach, Troschenreuth und Trockau sowie auch bei der Regens-Wagner-Stiftung in Michelfeld aus.

Hell: „Vor 60 Jahren hat sich der Jubilar Gott zur Verfügung gestellt und seither treibt ihn die Sorge um das Seelenheil der Menschen um. Er kann gut zuhören, pflegt den Austausch und hat als herausragender Theologe auch stets Antworten auf die Veränderungen in der Kirche.“

Katharina Schmidt als Vorsitzende der Heimatortsgemeinschaft Sanktanna hatte im Vorfeld des Jubiläums schon ein langes Interview mit Straub geführt und dabei so viel erfahren, dass es für ein Buch reichen würde. Sie blendete zurück bis ins Jahr 1954, als der Jubilar vom Licht des Glaubens erfasst wurde, zu einer Zeit, zu der Priester in Rumänien politisch verfolgt wurden. An der Bahre von Bischof Augustin Pacha habe er den Entschluss gefasst, nicht Lehrer zu werden, wie ursprünglich geplant, sondern Priester. In seiner langen Laufbahn sei er immer nah am Menschen gewesen und habe mit seiner Begeisterung viele Menschen für Christus gewonnen. Katharina Schmidt zusammenfassend: „Man muss Andreas Straub erleben, einen bis ins hohe Alter hellwachen, humorvollen und vitalen Priester und Prediger.“

Josef Lutz würdigte für das St. Gerhards-Werk, einen Verbund südostdeutscher Katholiken, den Einsatz des von Papst Benedikt XVI. ernannten Monsignore für die Priester aller Donauschwaben. Großen Anteil habe er daran, dass in Sanktanna mit Andreas Reinholz, Franz Marksteiner, Josef Hell, Karl Zirmer, Michael Henger und Josef Tänzler sechs Männer aus seiner Schule zum Priester geweiht wurden. Er habe den Glauben in den vier Sprachen Deutsch, Rumänisch, Ungarisch und Latein verbreitet. Bis heute sei er in den zahlreichen Wallfahrtsorten und bei den Heimattreffen ein gern gesehener Gast. Auch im Namen des emeritierten Erzbischofs Dr. Robert Zollitsch und von Professor Dr. Rainer Bendel wünschte Lutz dem Jubilar Gesundheit, Glück und Zufriedenheit für den weiteren Lebensweg.

Richard Reinl

Ingomar Senz: Rückkehr ins Sehnsuchtsland. Die Eingliederung der Donauschwaben in die deutsche Nachkriegsgesellschaft, 2020 im Selbstverlag, 432 S., Leineneinband mit Schutzumschlag, 25,- € + Versandkosten, Vertrieb: Ingomar Senz, Auweg 2 a, 94469 Deggendorf, Tel. 0991 / 34 37 50, Mail: ingomar.senz@gmail.com

Heimat als Aneignung und Gedächtnis

Der Historiker und Studiendirektor i. R. Ingomar Senz gehört noch zur sog. Erlebnisgeneration. Er wurde 1936 in Filipowa in der Batschka geboren, heute Provinz Wojwodina in Serbien, und ist Verfasser diverser Bücher über die Donauschwaben, zuletzt erschien als ihr krönender Abschluss sein Geschichtswerk „Rückkehr ins Sehnsuchtsland“, in dem er die Etappen der Integration der Donauschwaben in der deutschen Nachkriegsgesellschaft behandelt, von denen er jede selbst miterlebt hat und somit als wissenschaftlich forschender Zeitzeuge sprechen kann.



Nach einer gründlichen Definition des Begriffes Eingliederung als freies Spiel der Kräfte mit einem gegenseitigen Geben und Nehmen und Lernprozessen sowohl bei der hinzukommenden wie auch der aufnehmenden Gruppe zeigt der ehemalige Lehrer in Deutsch und Geschichte an Gymnasien in Bayern deren Ablauf, indem er nach der Theorie des Vertriebenenministeriums von 1959 vier praxisorientierte Phasen der Eingliederung zur Grundlage der Einteilung seines Buches macht.

In einer ersten Phase der Heimatlosigkeit nach Ankunft der Flüchtlinge in Deutschland und ihrer Zerstreuung über das ganze Land mussten sie notdürftig versorgt und häufig in Barackenlagern untergebracht werden. Sie suchten ihre weit verstreuten Angehörigen und Freunde und kämpften mühsam um Arbeit. Am konkreten Beispiel dreier Familien mit allen ihren Mitgliedern veranschaulicht der Autor diese Notjahre und beschreibt die Situation in fünf verschiedenen Lagern. Dort entstanden langsam Infrastruktur und Hierarchien, die denen in den deutschen Gemeinden des alten Heimatgebietes glichen. Die Insassen nahmen ihr Schicksal bald selbst in die Hand, organisierten Schulbildung und Freizeitbeschäftigung, knüpften Kontakte nach außen. Die Sehnsucht nach heimatlicher Tradition ließ etwa Orchester, Fußballvereine, Volkstumsabende und Kerweihfeste entstehen. Das Zusammensein mit Menschen des gleichen Schicksals ließ das Unsichere der Fluchtzeit in den Hintergrund treten und mehr Selbstbewusstsein aufkom-

men. Aber auch hemmende Momente bei der Integration wie Heimweh und Diskriminierungen durch die Bevölkerung des Gastlandes werden klar benannt. Den seelischen Verletzungen durch Heimatverlust und Entwurzelung mit nicht selten lebenslanger Schockstarre und psychischen Deformationen ist ein verständnisvolles Kapitel gewidmet.

Diese erste Phase wurde abgelöst durch eine Epoche des Aufbaus mit der Suche nach neuer Beheimatung und das neue Dasein bejahenden Lebensformen. Dies geschah vor allem mit dem Beziehen menschenwürdiger Wohnungen, dem Bau von Eigenheimen und einem beruflichen Neuanfang, letzterer meist erschwert durch die Umstellung oder Umschulung auf neue Berufe und Arbeitsweisen. Viel Fleiß, Zielstrebigkeit, Aufbauwille, Pionier- und Erfindergeist wurde den Vertriebenen abverlangt. Den krisenhaften Erfahrungen in der Transformationsgesellschaft entspringt die Tatsache, nicht nur eine Heimat haben zu können, sondern sowohl die durch gestaltende Aneignung neu erworbene als auch die alte als Sehnsuchts- und Gedächtnisraum.

Dieser Umschichtungsprozess wurde einerseits erleichtert durch staatliche Förderung wie Hausratshilfen, Lastenausgleich sowie gesellschaftliche Absicherung durch Gleichstellungs- und Einbürgerungsgesetze. Andererseits bauten sich alle Vertriebenenorganisationen zur Selbsthilfe und Betreuung ihrer Landsleute auf, sie gründeten Ortsgemeinschaften und Landsmannschaften sowie Institutionen, um das kulturelle Erbe zu sichern, es aber auch im binnendeutschen Raum als Teil einer gesamtdeutschen Kultur zu verankern und bekanntzumachen. Beide Komponenten erwiesen sich als wesentliche Bausteine für das Heimischwerden der Neubürger. War es in den beiden ersten Phasen der Integration um den Ausgleich von Verlusten und Schäden gegangen und eine neu hinzugekommene Gesellschaftsgruppe wieder heil zu machen, wurde in der dritten Phase eine Plattform erreicht, auf der sich die Unterschiede zwischen Einheimischen und Fremden abschliffen, ein Austausch möglich wurde, der befruchtend wirkte und das Niveau der Gesamtgesellschaft mit neuen Formen auf eine höhere Ebene hob.

Nach dieser überzeugenden Periodisierung erscheint in der vierten Phase der Eingliederung der Werdegang der Nachfolgeneration. Sie erhielt bei günstigeren Rahmenbedingungen die Chance, über eine wesentlich verbesserte Bildung mit überproportional vielen akademischen Berufen einen höheren Sozialstatus zu erlangen. Deshalb konnte sie einen wichtigen, allseits geschätzten Beitrag in der jetzt die Integration abschließenden Gesellschaft leisten, von der sie nicht mehr als fremd, sondern als zugehörig betrachtet wird. Die Kindergeneration konnte den durch die Vertreibung erfolgten Rückschlag mehr als ausgleichen und hat das bundes-

deutsche Gemeinwesen in all seinen Aspekten bereichert und gestärkt.

Für die junge Generation der Donauschwaben gilt es, fordert Senz, eine bewusste Erinnerungskultur zu betreiben, um nicht nur den Vorfahren etwas zurückzugeben, sondern sich auch das Energiepotential der alten Heimat anzueignen. Daraus entspringe, argumentiert er, „mehr Lebensqualität auch wieder zum Nutzen aller“. Zumal nach dem Fall des Eisernen Vorhangs stelle sich den Kindern und Enkeln auch die Aufgabe, für Ausgleich und Versöhnung mit den Vertreiberstaaten zu sorgen und eine Erinnerungskultur in der alten Heimat ins Leben zu rufen.

Mit dem Ende der Donauschwabentage ausgangs der 1960-er Jahre und der Eröffnung und Inbetriebnahme des Hauses der Donauschwaben in Sindelfingen im Jahr 1970 sei das Ende der donauschwäbischen Geschichte erreicht worden, weil diese Geschichte institutionalisiert, gleichsam an dieses kulturelle „Weltzentrum“ delegiert wurde. Dieses kühne Postulat begründet Senz damit, dass eigengeprägtes donauschwäbisches Leben sich außerhalb dieses Hauses (und weiterer ähnlicher Häuser) kaum mehr abspiele, sondern fortan daran gekoppelt sei. Dass es keinen rein musealen Charakter annimmt, dafür könne der Geist des Hauses noch für eine Weile sorgen. Wenn Geschichte nicht mehr aktiv gestaltet, sondern nur noch passiv hingenommen wird, sei auch ihr Ende erreicht. Grundsätzlich lässt sich diesem Finalisierungsbefund schwer widersprechen, zumindest relativieren könnte man ihn aber mit der im vorhergehenden Absatz erwähnten Aufgabe der Jugend, die durchaus gestaltende Aktivität, geschichtsbewusste Gegenwärtigkeit und politische Verantwortung verlangt.

Ingomar Senz' Aufarbeitung der donauschwäbischen Nachkriegsgeschichte in Deutschland ist mit ihren (nicht selten aus eigener Anschauung hinterlegten) Betrachtungen und Analysen, Bio- und Monographien, Statistiken, Karten, Schautafeln und Bildern, mit ihrer kritischen Nutzung der vorhandenen Quellen, mit ihren zusammenfassenden Resultaten und den Registern im Anhang die gewissenhafte Demonstration eines gewaltigen Transformationsprozesses gelungen, eines beispiellosen Erfolgs beim Aufbau neuer gesellschaftlicher Strukturen und gleichzeitiger Integration einer großen Zahl von Menschen. Plastisch arbeitet Senz die Art und Weise heraus, wie der unvoreingenommene fremde und doch verwandte Blick der Neubürger dynamisch Innovation förderte, europäisierungsfreundlich öffnete und zu einem nicht nur wirtschaftlichen und sozialen, sondern auch kulturellen Mehrwert führte. Wenn – wie die Denker des deutschen Idealismus glaubten – Geschichtsbewusstsein die Basis aller Kultur ist, dann hat Ingomar Senz dafür einen bedeutenden, unentbehrlichen Baustein bereitgestellt. Er hat eine Epoche in vielerlei Aspekten

neu beleuchtet und bewertet, auch als Gesamtdarstellung ist sein Buch ein Novum.

Stutzig macht nur der Titel „Rückkehr ins Sehnsuchtsland“. Er scheint zu suggerieren, die Donauschwaben hätten sich nach dieser Rückkehr in die Urheimat gesehen. Vielmehr aber verklärten sie das „Mutterland“ als eine Art Paradies, wo sie keine Fremden waren, von dem sie jetzt jedoch „Welten trennen“, wie der „Schwabendichter“ Adam Müller-Guttenbrunn in seinem „Schwabenedelied“ sagt. Nur in diesem Sinne ist „Sehnsuchtsland“ zu verstehen.

Die drei Jahrhunderte umfassende Geschichte der Donauschwaben – speziell auch seit ihrer Aufspaltung 1919/20 in die Länder Jugoslawien, Rumänien und Ungarn – ist mittlerweile von ihren Anfängen 1689 bis zur Gegenwart 2020 vollständig geschrieben. Innerhalb von 23 Jahren sind seit 1997 die Werke von drei Historikern in fünf Bänden auf mehr als 3.500 Seiten im Verlag der Donauschwäbischen Kulturstiftung erschienen, einer gemeinnützigen privaten Stiftung mit Sitz in München, die 1978 zur Förderung donauschwäbischer Forschungs-, Dokumentations- und Kulturarbeit gegründet wurde. Ihr Ziel war und ist eine einzig der Wahrheit verpflichtete Geschichtsschreibung, ein Ambition, die sie frei und ohne politische Bevormundung verfolgen konnte, weil sie von keiner offiziellen Stelle, sondern lediglich von privaten Zuwendungen finanziell unterstützt wird. Entscheidender Initiator dieser Stiftung war übrigens der Historiker und Volkskundler Josef Volkmar Senz, Vater und Mentor des Historikers Ingomar Senz.

Nachdem ergänzend auch der Band über die Integrationsgeschichte der Donauschwaben in Österreich von Dr. Georg Wildmann erschienen und damit dieses Großprojekt vollendet ist, besitzen die Donauschwaben eine einzigartige Darstellung ihrer gesamten Historie, wie sie meines Wissens keine andere deutsche Volksgruppe aufzuweisen hat, vergleichbar wohl nur mit der von Zeitzeugen schon vor drei Jahrzehnten geleisteten, umfassenden wissenschaftlichen Aufarbeitung ihres Leidensweges und des an ihnen verübten Genozids im kommunistischen Jugoslawien, die gleichermaßen von der Donauschwäbischen Kulturstiftung getragen wurde.

Stefan P. Teppert

Heimat. Gemeinschaft. Tradition. Unter diesem Motto steht der 33. Heimatbrief der Heimatortsgemeinschaft Sanktanna; er ist geprägt vom Jubiläum 40 Jahre Heimatortsgemeinschaft.

Naturgemäß stehen da Rückblicke, Erinnerungen, würdige Worte im Vordergrund. Hier kommen zahlreiche Interviews dazu, die unterschiedliche Perspektiven vorstellen. Eine Hilfsgemeinschaft stand am Anfang. Vor vierzig Jahren wollte man sich einfach helfen, als

man hier ankam als „Spätaussiedler“ und sich in jeglicher Hinsicht neu orientieren musste und rasch wieder Boden unter den Füßen und Sozialkontakte aufbauen wollte. Heute begegnen wir bei der Lektüre der Beiträge einer lebendigen Gruppe, die sich Gemeinschaftspflege, Dokumentation, Erstellen von Publikationen und nicht zuletzt die Kontaktpflege und intensive Förderung des gesellschaftlichen, kulturellen und kirchlichen Lebens im heutigen Santana auf die Fahnen geschrieben hat. Sie begegnet im rumänischen Herkunftsort großer Aufgeschlossenheit und Kooperationsbereitschaft. Man weiß voneinander und unterstützt, wo immer es möglich ist.

Selbstverständlich finden wir in der Jahresgabe viele Rückblicke auf Veranstaltungen der Vereine, Neuigkeiten aus dem heutigen Santana. Informationen also, die eher für die Ortsansässigen – heutige wie ehemalige – interessant sind.

Die gute Tradition dieses Heimatbriefes aber, über den Ortsrand hinaus zu schauen, greift auch der 33. auf: Wissen und Kunst, Erinnerung, all das bekommt seinen Platz. Dazu gehören Erinnerungen an die ungarische Bevölkerung, die einmal mehr selbstverständliche Vielfalt in vielen Orten im Banat nachzeichnen, aber auch die Minderheitensituationen, nicht zuletzt in dem im Familienalltag so ganz alltäglichen Problem der Schulwahl. Die Feste im Jahreslauf, Bräuche und Feiern begegnen in diesem Beitrag als lebendiger Erinnerungsgehalt. Kann es ein schöneres Fazit geben: „Wir Sanktannaer verschiedener Ethnien – Deutsche, Ungarn und Rumänen – sind Freunde geworden und weiterhin Freunde

geblieben. Wir haben uns gegenseitig immer respektiert.“, erzählt Adelheid Teiber. (162)

Wie im verg. Jahr berichten Kirsten Scheinberger und Ingo Reiss eingehend über den Fortgang der archäologischen Grabungen, werden die dort angewandten Verfahren detailliert beschrieben und vorgestellt, auch die Begeisterung wird geschildert, mit der junge Forscherinnen an dem Projekt beteiligt sind, nicht zuletzt über die Kooperation bei diesem wissenschaftlichen Projekt erfahren wir Näheres.

Nicht allein eine Reminiszenz an die agrarische Tradition des Ortes bietet der Artikel von Ferdinand Täuber über die Wildkräuter der Getreide- und Maisfelder, der die vorkommenden „Unkräuter“, wie sie der bäuerliche Sprachgebrauch gern bezeichnete, anführt und beschreibt, sondern auch ein Plädoyer für die Bewahrung der Schöpfung: „Was wären die schönen Kultur-Landschaften... ohne die bunte Vielfalt der Wildkräuter? Armselig, traurig, blasse Ansichten, die zu keiner Freude anregen.“ (172)

Ansprechende Bilder, auch von Kunstwerken, bereichern den 33. Heimatbrief. Die Lektüre bereitet Freude und stärkt die Zuversicht, dass auch in Pandemiezeiten in Europa Kontakte und Netzwerke erhalten bleiben, ja sogar gestärkt werden können, wenn wir nur an die Kirchenrenovierung denken. Der neue Glanz des Baues möge auch den Kontakten und dem kirchlichen Leben in der Gemeinde neuen Schwung und den Menschen Trost geben.

Rainer Bendel

Impressum

Herausgeber: St. Gerhards-Werk e. V., Jahnstr. 30, 70597 Stuttgart, Homepage: www.sankt-gerhard-werk.de, Vereinsregister: VR1610 Amtsgericht Stuttgart

Vorsitzender: Erzbischof em. Dr. Robert Zollitsch, Herrenstr. 9, 79098 Freiburg,
E-Mail: erzbischof-emeritus@ordinariat-freiburg.de

Redaktion: Rainer Bendel, Udo Lauther, Klaus Rapp, Hans Vastag

Satz und Layout: Martin Wambsgaß

Druck: Bischöfliches Ordinariat Rottenburg, Abt. Zentrale Verwaltung, Hausdruckerei, auf 100% Umpweltpapier (Blauer Engel)

Der „Gerhardsbote“ erscheint zweimal im Jahr, zu Ostern und zu Weihnachten. Redaktionsschluss ist **sieben Wochen vor Ostern** und **1. Oktober**.

Die Homepage beinhaltet einen Link, der einen direkten Zugriff auf den Gerhardsboten und Downloads ermöglicht.

Die bisherigen Nummern des Gerhardsboten wurden in Kooperation mit der Bibliothek des Ostens in Herne eingescannt und stehen über die Bibliothek auch digital zur Verfügung:

<https://martin-opitz-bibliothek.de/de/elektronischer-lesesaal?keyword=0468520>

[http://digi96.martin-opitz-bibliothek.de/mob/documentviewer/search/"0468520"](http://digi96.martin-opitz-bibliothek.de/mob/documentviewer/search/)

Der Bezugspreis für Deutschland und Europa beträgt 13,- Euro im Jahr inkl. Postversand, für Übersee 20,- \$U

Bankverbindung: St. Gerhards-Werk e. V., Volksbank Tübingen, IBAN: DE10 6406 1854 0309 1780 02, BIC: GENODES1STW

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben die Meinung der Verfasser, nicht unbedingt die des Herausgebers oder der Redaktion wieder. Alle Beiträge sind urheberrechtlich geschützt. Nachdruck oder Vervielfältigung auf Papier und elektronischen Datenträgern sowie Einspeisung in Datennetze nur mit Genehmigung.